

Von Anna Hindeldehn.

Auf Deine Hände laß das Haupt mich legen, Die Augen schließen, die von Thränen schwer, Ausstrahlend tief in Deiner Liebe Segen, Schwoigt aller Erdenwünsche ruhlos Meer, Und Dämmerfriebe will mich weich umfangen, Der lange schon aus meinem Leben schwand, Vorbei der Sehnsucht immer quellend Bangen: Der Seele Sonntag trat in's Alltagsland.

Der Weg zum Glück.

Novellette von Lars Dilling.

Frau Rambel war eine Beamtenwitwe, die von „Halb- und Voll-Pensionären lebte. Gegenwärtig genossen nur zwei Sterbliche, der cand. phil. Stein und Fräulein Lisbeth Hansen, das Glück voller Pension, d. h. sie erhielten Morgens und Abends eine Tasse waffrigen Kaffee oder Thee und ein paar dünne Brotschnitte mit problematischem Butteranstrich und zu Mittag homöopathische Portionen Klops, Saffsuppe, Schellfisch, Milchsuppe und ähnliche Gerichte, die mit dem trefflichen Namen „Hausmannstoft“ beehrt werden.

Kandidat Stein genoss überdies noch eine andere Gunst. Fräulein Klara, die einzige Tochter des Hauses, hatte nämlich ihr jähliches Herz zu seiner Disposition gestellt, und der Kandidat konnte daher von allen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Bräutigamsstandes profitieren. Bei früheren Gelegenheiten hatten ein Kandidat der Theologie, ein Leutnant und ein königlicher Sekretär dieselben Privilegien — inklusive Fräulein Klara's Herz — bejehet, aber sie hatten sich förmlich bedrogen gesehen, zu verziehen, da Frau Rambel den sehr logischen Schluss gezogen, daß Klara demjenigen, dem sie „alles“ im Leben sein sollte, auch „alles“ im Hause sein müßte, weshalb die Besonderen für ihr Geld fast nichts anderes erhielten.

Bald nachdem der königliche Sekretär sein Logis im Hause der Mutter und im Herzen der Tochter getündigt, hatten Stein und Klara — bei Gelegenheit englischer Vorlesungen in der Universität — einander kennen gelernt. Sie hatten nebeneinander gelesen, in dasselbe Buch gesehen, einander Bleistifte geliehen, und am Schluß des Quartals hatte Frau Rambel einen neuen Mieter und Klara einen neuen Bräutigam. Der zweite Pensionär war ein verwaistes junges Mädchen, eine Kontraktistin, die Abends Siderereien fertigte, um ihren Unterhalt befreiten zu können.

Es war Abend. Der Theetisch war gedeckt und die Lampe angezündet. Frau Rambel und Tochter, beide in Gesellschafts toilette, da sie von Verwandten Theaterbilletts geschenkt erhalten hatten, lagen wohl sichtlich Ungebuld auf dem Sofa, während der Kandidat in einem Schaufelstul lag und die Gipsornamente der Dede studierte.

„Nun ist die Uhr bald sieben, und Fräulein Hansen ist noch immer nicht da, wiewohl ich sie gebeten habe, heute möglichst früh zu kommen, da das Mädchen große Wäsche hat, sobald während unserer Abwesenheit niemand da ist, um das Haus zu hüten und — falls Jemand läutet — die Flurthür zu öffnen,“ bemerkte Frau Rambel verstimmt.

„Das sieht ihr ähnlich,“ versetzte Klara spitz. „Wir behandeln sie nahezu verwandtschaftlich, doch bitten wir sie um einen kleinen Dienst — o Gott bewahre! Das ist zu viel verlangt.“ „Es wird ihr wahrlich ein unmöglich gewesen sein, abzukommen,“ wandte der Kandidat ein. „Sie ist doch sonst ein so angenehmes, hilfsbereites Mädchen.“

„Ja, verteidige sie nur, Du! Das thust Du ja immer. Mama und ich mißhandeln sie ja fürchterlich, und hätte sie Dich nicht zum Ritter, so —“ „Hör, Klara,“ sagte der Kandidat unmutig, „verschone uns heute Abend mit Disputen. Ich gedente nicht um den Doktorgrad zu disputieren und tann Deiner Lektion in Dialektik daher entzihen.“

Eine bittere Antwort schwebte auf Klara's Lippen, doch ihre Mutter kam ihr zuvor, indem sie sie ersuchte, hinauszugehen und nachzusehen, ob das Fräulein mittlerweile heimgekommen sei.

Klara ging und kam sogleich wieder, gefolgt von Fräulein Hansen, die ein wenig roth und verlegen ausah. „Ja, Mama,“ sagte sie höhnisch. „Fräulein war richtig schon daheim. Und weißt Du, was sie that? Sie stand draußen im Treppenhall und ah eine Apfelsine. Natürlich aus Furcht, sie mit uns theilen zu müssen, falls sie mit hineinbrächte. Hi donci!“

„Wollen wir nun nicht Thee trinken?“ unterbrach der Kandidat ernst. Der Thee wurde unter allgemeinem Schweigen eingenommen, und als man sich vom Tisch erhob, fragte

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 27.

Grand Island Nebr., 14. September 1906 (Zweiter Theil.)

No. 3.

Frau Rambel Fräulein Hansen in ironischem Ton, ob sie es wagen dürfe, Fräulein mit dem Erluchen zu beschweren, während ihrer Abwesenheit das Haus zu hüten, wozu Lisbeth sich gern bereit erklärte. „Du bist wohl so gut, uns jetzt zum Theater zu begleiten und uns Punkt zehn abzuholen,“ wandte Madame sich dann an den Kandidaten.

Einige Minuten später hatten sie das Haus verlassen und Lisbeth war allein. Bei seiner Rückkehr fand der Kandidat sie mit einer Sidererei im Wohnzimmer sitzen. „Nichts wie immer,“ bemerkte er. Ein wehmüthiges Lächeln erhellte ihr blaßes, sympathisches Gesicht. „Ja, man muß wohl, um den Anforderungen des Daseins gerecht zu werden. So leicht wie die Spagen und die Utensilien auf dem Felde haben wir Menschenkinder es nicht.“

„Armes Mädchen,“ dachte er, während er sich in sein Zimmer begab. „Sie verdient ein besseres Geschick.“ Die Uhr schlug acht — halb neun — halb zehn — und Lisbeth sah und nähte.

Da hörte sie den Kandidaten durch den Korridor hinausgehen, wahrscheinlich um die Damen aus dem Theater abzuholen. Doch gleich darauf vernahm sie von der Treppe her einen schweren Fall. Sie sprang empor und eilte hinaus. Am Fuße der Treppe lag Stein mit blutendem, zerschlagenem Kopf.

„Haben Sie sich Schaden gethan?“ fragte sie erschrocken, bemüht, ihm emporzuhelfen. „Es hat nichts zu sagen,“ versicherte er. „Beim Hinuntergehen bin ich auf irgend einem auf der Treppe liegenden Gegenstande ausgeglitten.“

„Ach, es ist ein Stück der Schale meiner unseligen Apfelsine, das mir wehnen erfallen sein muß,“ sagte sie erschrocken und betrübt. „Mithin bin ich die leidige Ursache Ihres Falles. Aber Sie verletzen ja.“

„O, nur eine kleine Beule in der Stirn und eine leichte Kontusion des Ellbogens. Morgen ist alles wieder gut,“ sagte er, während beide zum Wohnzimmer zurückkehrten. „Ich fürchte, Ihre Verletzung ist schlimmer, als Sie es gesehen wollen, und ich bin schuld daran.“

Tränen schimmerten in ihren Augen. „Wehes Fräulein, ich weiß ja, daß Sie es nicht absichtlich gethan haben. Trösten Sie sich! Ich will Ihnen etwas Wasser und ein paar Leppen, damit ich mir alte Umschläge auf die Stirn machen kann.“ Lisbeth eilte hinaus und trachtete alsbald mit dem Gewünschten zurück. „Gekrattete Sie, daß ich Ihnen die Umschläge mache,“ bat sie.

„Dann müssen Sie sich aber sehen, Sie können unmöglich so lange stehen.“ Sie nahm ein Tabouret, setzte es neben seinen Lehnstuhl und begann sogleich mit den Umschlägen, die sie beständig wechselte. „Nun fühle ich mich bereits besser,“ bemerkte er nach einer Weile. „Die Geschwulst ist schon wesentlich zurückgegangen.“

Lisbeth wandte sich jäh und ließ vor Schreck den Umschlag fallen. „Nun, das muß ich sagen,“ klang es plötzlich von der Thür her. In der Flurthür stand Frau Rambel, schwarz vor Wuth, und hinter ihr ward Klara's zornentstelltes Antlitz sichtbar. „So! Also darum mußten wir in dem zugeigen Vestibule vergebens warten und schließlich allein nach Hause gehen!“ rief Erstere außer sich. „Und daher finden wir die Flurthür offen, so daß Diebe und Mäurer ungehindert aus- und eingehen können! Der Herr Kandidat und das Fräulein waren so erfüllt von ihrer gegenseitigen Gesellschaft, daß sie darüber alles um sich her vergesssen haben.“

„Freche Heuchelei!“ wandte sie sich dann an Lisbeth, „vergiltst Du so meine Wohlthaten? Nun begreife ich, warum Klara ihre Verlobten niemals behalten konnte.“ „Schlange!“ zischte das Fräulein wuthbeugend. „Ja, Schlange!“ fiel die Mutter ein. „Schlange, die sowohl den Theologen als den königlichen Sekretär aus unserem kleinen Paradiese vertrieben hat!“

„Schon zwei Vorgänger? Na danke!“ murmelte der Kandidat. „Ich wüßte nicht, was meine früheren Beziehungen mit dieser Sache zu thun haben!“ sagte Klara in heftigem, gereiztem Ton. „Und was das biblische Gleichniß anbelangt, so muß ich Dich darin berichtigen, daß nicht die Schlange, sondern der Engel die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben hat.“

„Das ist mir ganz gleichgültig, mein Engel. Aber eine Schlange ist sie, die nicht nur zwei Menschen, den königlichen Sekretär und den Theologen, sondern auch den Leutnant, den höchsten Leutnant, verführt hat.“ „Drei!“ rechnete der Kandidat lakonisch. „Nein, Mama, da möchte ich doch behaupten, daß der Leutnant einen viel zu guten Geschmack hatte, um Fräulein Hansen mir vorzuziehen. Du weißt sehr wohl, daß er nur deshalb fortzog, weil er, wie er sagte, zwar von meiner Annuth gefesselt, dieserhalb jedoch nicht gewillt sei, von Gefängnißhaft zu leben.“

„Es hilft nichts, Fräulein Hansen in Schutz zu nehmen, Klara; sie soll keine Minute länger unter meinem Dache bleiben. Diesmal haben wir sie jedenfalls auf frischer That ertappt. Hin aus meinem Hause!“ fuhr sie, zu Lisbeth gewandt, fort. „Augenblicklich hinaus, oder ich lasse Sie durch die Postzeit hinauswerfen! Und was Sie anbelangt, Herr Kandidat, so — so —“

„So ist das eine Sache, die wir beide mit einander abzumachen haben,“ sagte Klara, bemüht, möglichst ruhig zu erscheinen. „Nach dem Vor-gefallenen ist selbstredend alles aus zwischen uns. Ich bin schändlich betrogen. Hier ist Ihr Ring, geben Sie mir den meinen zurück!“ schloß sie mit steigender Heftigkeit.

Der Kandidat hatte sich erhoben und strich mit der Hand über seine feuchte Stirn. Er war blaß, aber vollkommen ruhig, während Lisbeth wie versteinert da stand. „Sind die Damen nun zu Ende, so daß auch ein Anderer zu Worte kommen kann?“ fragte er. „Wir sind mit Ungehörigkeiten überhäuft worden, warum, ist mir unklar. Ich fiel von der Treppe und habe mir die Stirn zerkratzt, und Fräulein Hansen war so freundlich, mir alte Umschläge zu machen. Das ist unfer ganzes Verbrechen. Sie haben mithin absolut keinen Grund, sie „hantepede“ vor die Thür zu setzen, meine Gnädige. Gehen Sie in Ihr Zimmer, mein Fräulein. Morgen werde ich Ihnen bei einer Verwandten von mir Logis besorgen.“

Lisbeth entfernte sich wortlos. „Etwas Vernünftiges hat Klara heute Abend aber doch geäußert,“ fuhr er sodann fort; „nämlich, daß alles aus sein muß zwischen uns. Ich habe schon längst eingesehen, daß es für uns beide besser wäre, und hätte ich gedenkt, daß das Fräulein ihre Bräutigams wie Handschuhe wechselt, und daß ich die Karte „No. 4“ getragen, so hätte ich sie schon lange erlucht, sich nach einer höheren Nummer umzusehen. Ich passe für ihre Dand nicht. Hier ist mein Ring. Daß ich zugleich mein Zimmer kündige, ist ja wohl selbstredend, meine Gnädige. Und nun dürfte uns allen Ruhe noth thun. Gute Nacht.“

Frau Rambel murmelte etwas von Uebereilung, Mißverständnis u. s. w. „Gute Nacht, gnädige Frau,“ wiederholte der Kandidat kalt und verließ das Gemach. „Da ging der Bierte!“ rief Klara weinend. „Das ist Deine Schuld, Mama. Es hätte alles wieder gut werden können, wenn Du ihm nicht meine alten Bräutigams aufgetischt hättest.“

Am nächsten Tage verzog sowohl der Kandidat als Fräulein Hansen. Der Erstere miethete ein Zimmer in einem Vorort, während Lisbeth bei einer seiner Tanten, einer freundlichen alten Dame Pension fand. Der Kandidat kam oft dorthin und fand das junge Mädchen jedesmal lebenswürdiger und anziehender. So lange er mit Klara verlobt gewesen war es ihm nicht eingefallen, irgend welche jählichen Gefühle für Lisbeth zu hegen, doch seit Frau und Fräulein Rambel ihm diese Eventualität vordemonstrirt hatten, begann auch er sie nicht für unmöglich zu halten. Und eines schönen Abends fragte er Lisbeth, ob sie Frau Stein werden wolle, und das wollte sie von Herzen gern.

Bald darauf erhielt der Kandidat eine Anstellung an dem Gymnasium einer Provinzialstadt und etwa ein halbes Jahr nach dem verhängnißvollen Ereigniß mit der Apfelsinenschale las Klara Rambel eines Morgens unter der Rubrik „Verheiratet“: „Gymnasiallehrer Albert Stein und Elisabeth Hansen.“

Die Hochzeit wurde in aller Stille bei der Tante Stein's gefeiert. Beim Defert wurden Apfelsinen servirt. „Daß Du mir aber keine Schale zu Boden fallen lässest, Lisbeth,“ scherzte der Bräutigam. „Bewahre, das könnte wieder ein Unglück geben.“

„Ein Unglück? Ich dachte, uns hat es nur Glück gebracht.“

„Ja, Du hast recht. Wie wunderbar sind doch die Wege des Geschicks!“ sagte sie dankesfro. „Nicht wahr? Und der Weg zum Glück tann sogar über eine Apfelsinenschale führen.“

Unter unwiderstehlichem Zwang.

Von Richard Demmler.

„Is nich,“ sagte der jüngste Konzipient Keller am unteren Ende des Juristentisches, dessen Gesellschaft sich allabendlich im „Goldenen Löwen“ zum Bierre einfand. Man „sachspelte“ natürlich, war auf „mildernde Umstände“ und so auch auf den „unwiderstehlichen Zwang“ zu sprechen gekommen. „Is nich,“ sagte Richard Keller nochmals in jenem näselnden, schnobdrigen Ton, den er für bevorzugs „fein“ hielt; er zog dabei trampelhaft sein Miniaturbüchlein in die Höhe, und stieß den Rauch der Cigarette aus zum Kreise geöffneter Mund als kleine Ringel in die Luft.

„Nein, wirklich, in den meisten Fällen herrscht ja doch ein moralischer Defekt vor,“ wandte auch Doktor Horn ein, einer der älteren Herren, mit einem sympathischen, liebenswürdigen Gesicht, „daß ein ganz normaler, vernünftiger Mensch von Charakter ein veritables Verbrechen begehen würde, mit dem Milderungsgrund „unwiderstehlicher Zwang“, das ereignet sich doch gottlob nicht allzuoft!“

„Aber doch manchmal,“ warf der Staatsanwalt Baron Kuffow er, während ein leises, lustiges Lachen wie Sonnenschein sein gewöhnlich sehr ernstes Gesicht erhellte. „Sie sagen das so fonderbar, Herr Staatsanwalt, als hätten Sie Ihre besonderen Erfahrungen?“

„Hab' ich auch!“ „Sie glauben, daß —“ „Ein Mensch ohne moralischen Defekt, ganz nüchtern und vernünftig, ein Verbrechen begehen kann — ja, das glaube ich allerdings; mehr als das — ich weiß es!“

„Ein Verbrechen?“ „Ja, Gott, meine Herren, keinen Mord, obwohl ich auch den Fall für nicht ausgeschlossen halte — aber immerhin ein Verbrechen nach den Paragraphen unseres Gesetzbuches. Ich will Ihnen mal die Geschichte erzählen, sie macht mir heute noch Spaß. Ich stand damals — es ist schon lange her — am Beginne meiner richterlichen Laufbahn, ein bißchen Heißhörn, streng im Denken, rasch im Urtheil, wie unsere jungen Herren da unten.“

Sein lustiger Blick streifte Keller, der sehr interessiert zuhörte. „Ich war jung verheiratet, sehr verliebt und betrachtete meinen Urlaub mit meiner Frau in einer herrlichen Gebirgsgegend. Der Sommer war auch prächtig, fast zu heiß und trocken, und wir unternahmen täglich Ausflüge in die herrliche Umgegend. Meine Frau war sehr jung und sehr artig. Sie hatte im Winter eine böse Influenza überstanden und der Arzt warnte mich vor Erkältungen. Sie selbst war noch angestrichlicher als ich, und so schleppten wir trotz der Hitze getreulich Mäntel und Schirme auf all unseren Wegen mit, natürlich immer unnüß! Es wurde weder kühl — noch regnete es. Endlich war mir das Mitdrehen denn doch zu dumm. Eines Sonntags, wir hatten eine längere Fußwanderung vor, der Himmel war wolkenlos, erklärte ich kategorisch, wird heute der Ballast mal zu Hause gelassen! Alle „wenn und aber“ meiner kleinen Frau blieben wirkungslos. In einem bißchen Regen wird man schließlich auch noch nicht zu Grunde gehen, wenn einer kommt, aber er kommt nicht. Meine Frau sagte sich. Sie trat zu all unseren Partien das Dirndlgewand der Baubermäddchen: kurzen Kattunrock und Weiber, reißte weite Leinenärmel, Brusttuch, Schürze und großen Strohhut. Sie sah allerliebst aus. Lustig traten wir unsere Tour an.

Gewitter im Hochgebirge sind heimtückisch; die Wolken lauern hinter den hohen Bergen, ein Windstoß jagt sie hervor, und ehe man noch recht überlegen kann, hängt Alles voll schwerer, schwarzer Nebelbänke, ein Orkan bricht los, ein Wolkenbruch stürzt nieder, es blüht und donnert — und nach einer Stunde oder zwei, als wär's ein toller Spul gewesen, ist Alles vorüber, der schönste blaue Himmel lacht den armen durchweichten Touristen aus.

Mitten am Wege, weit und breit keinerlei Anzeichen, eine Stunde entfernt von der nächsten Bahnstation, übernahm uns so ein unerwartetes Gewitter. Ein wolkenbruchariger Regen ging nieder, dem wir preisgegeben waren, denn wir mußten einfach weitergehen, hatten nichts zum Schutz, als den roten Sonnenschirm meiner Frau! Als wir das kleine Bahnhofs-

restaurant erreichten, boten wir einen erbarungswürdigen Anblick; wo wir standen, bildeten sich kleine Seen. Dabei will ich von mir nicht sprechen; mein wasserdichter Lederoch hielt wohl das Gefühl der dampfender Feuchtigkeit nicht ab, aber doch die eustatische Klöße. Meine kleine Frau indes! Vollständig auswinden und zum Trocknen aufhängen! Ein anderes Mittel gab es nicht! Aber wir mußten fort! Der Zug, der in fünfzehn Minuten vorüberkam, war der letzte, wir hätten in dem Neste sitzen bleiben müssen bis zum andern Morgen. Der Gedanke, in einem der wenig einladenden Bauernwirthshäuser zu übernachten, jagte meiner Frau Entsetzen ein, und außerdem, meine Schwiegermama erwartete uns Abends zurück, sie war so überaus ängstlich, ein Telegramm, daß wir nicht heimkämen, würde sie zu Tode erschrecken — nein, wir mußten fort! Aber meine kleine Frau in dem Zustand! Sie mußte sich erklären.

„Weißt Du, Carlo,“ sagte sie halb lachend, halb schmerzlich, „alles Andere macht mir gar nichts, nur die nassen Arme! Das ist gräßlich! Wenn ich nur zwei trockne Tücher hätte, mit denen ich mir die Arme umwinden könnte, daß das Zeug nicht so direkt aufsteigt!“

„Tücher! Herr des Himmels, wo nimmt man in einem kleinen Bahnhofsrestaurant Tücher her! Die Wirthin bitten! Ja, das wollte ich! Da wurde zum Einsteigen gerufen. Unser Zug: wir mußten fort! Aber meine Frau — anderthalb Stunden mit den nassen Armen im Coupe sitzen — ihr Tod konnte das sein! Was thun? Da — der Kondukteur ruft: „Einsteigen!“ Der Keller ist gerade auf dem Perron, wir sind allein — zum Serviettentisch stürzen, zwei Servietten ergreifen, meine ganz bestürzte Frau packen, zum Wagen zerrn, sie ins Coupe schieben — das Alles war das Wert einer Sekunde.“

Der Zug setzte sich in Bewegung, außer uns war Niemand im Coupe geblieben. Ich wuschte mir den Schweiß von der Stirne, schon dann meiner wie erstickt dahinstehenden kleinen Frau ganz ruhig die nassen Arme in die Höhe, bandagirte ihr die Arme gegen regnerisch mit den trockenen Servietten und ließ mich dann erschöpft in die Kissen fallen.

„Carlo, Du hast gestohlen!“ höhnte meine Frau. „Ich lachte. Jawohl, ich hatte gestohlen, da gab's gar nichts! Ich hatte einen Augenblick des Alieinsens bemerkt, um mir unrechtmäßig fremdes Eigenthum anzueignen — das stimmte auf ein Tüpfelchen! Aber — der unwiderstehliche Zwang! Meine Frau mußte die trockenen Tücher haben, mir blieb keine andere Wahl. Mein Plaidoyer beruhigte meine Frau bald, wir lachten wieder darüber, daß der Hüter des Rechts ein ganz gewöhnlicher Serviettentisch ge worden, denn das war ich doch, darüber gab's gar keinen Zweifel. Wir haben am anderen Tage die Servietten pünktlich zurückgeschickt, und meine Frau verurtheilte mich lebenslänglich zu Ueberrod und Schirm — als Sübire. Ich habe aber seitdem die Macht des „unwiderstehlichen Zwanges“ respektieren gelernt.“

Am Vorabend der Schlacht von Sedan. In einem demnächst in Paris erscheinenden Buche „Notes et Souvenirs“ berichtet der bekannte Oberst G. Corbin über eine ebenso interessante wie bedeutungsvolle Episode im französischen Hauptquartier am Vorabend der Schlacht von Sedan. In dem großen Saale der Unterpräfectur sah Napoleon den Dritte in der Uniform eines Divisionsgenerals vor einem mit Briefen und beschriebenen Depeschen bedeckten Tische und ließ zerstreut seine Blicke über eine Karte schweifen, die ausgebreitet vor ihm lag. Trotz der scheinbaren Gleichgültigkeit und Ruhe vermochte er doch nicht den Ausdruck tiefen feilschen Kummer zu verbergen, der seine körperlichen Leiden nur noch unerträglich machte. Von düsternen Gedanken völlig erfüllt, in der Hand eine erloschene Zigarette haltend, blickte er theilnahmslos auf seine Umgebung, die sich nur im Klüftertone zu unterhalten wagte. Die wenigen Lampen, die in dem großen Saale brannten, warfen ein bleiches Licht auf die fahlen Züge des französischen Kaisers. An seiner Nähe befanden sich seine Adjutanten Castellau und Rey, andere Generale standen zerstreut im Saale umher, als ein Ordonanzoffizier eintrat und mit leiser Stimme dem Kaiser einige Worte sagte, die dieser mit einem leichten Kopfnicken erwiderte. Daraufhin traten etwa zehn Generale ein, an ihrer Spitze MacMahon, dann Ducrot, Fel, Douai, Wimpffen, Lebun, Foregout u. a. Nachdem Napoleon sie zum Sitzen ein-

geladen hatte, wandte er sich an MacMahon und sagte ihm, daß er die Verhältnisse für sehr ernst halte und wohl wisse, daß die Entscheidung des Krieges nahe. Trozdem wolle er nicht wieder den Oberbefehl ergreifen (den er dem Marschall abgetreten hatte), aber er bitte ihn doch, ihm seine Auffassung der Lage mitzutheilen und die Pläne, die er für die Fortsetzung des Krieges und für die bevorstehende Schlacht ergriffen habe. Mit sichtlichem Anstrengung hatte Napoleon gesprochen und seine anfangs laute Stimme endete völlig tonlos. Als dann MacMahon seinen Schlachtplan entwickelt hatte, der mit der Aussicht auf einen völligen Sieg endete, bemerkte der Kaiser: „Gott möge Ihre Hoffnungen erfüllen —“ aber sein Gesichtsausdruck verrieth, daß er nicht mehr daran glaubte. Als sich darauf die Versammlung erhob, um sich zurückzuziehen, hörte man plötzlich aus einer Ecke des Zimmers eine bittende Stimme rufen: „Gnade, Sie!“ Zugleich drängte ein junger Offizier die ihn umgebenden Generale zur Seite und suchte an den Tisch des Kaisers zu gelangen. Napoleon sah erstaunt auf, als er die Stimme vernahm, und erblickte einen ausgezeichneten Kavallerieoffizier, den er wegen seiner hervorragenden Fähigkeiten außer der Reihe zum Schwabroscheff ernannt hatte. Tief erregt stand der junge Offizier vor ihm und sagte, daß er sich der Trauer einer Disziplinosigkeit wohl bewußt sei; er wisse, daß ein Kriegsgericht über ihn zusammentreten werde, er selbst werde es beantragen, aber unbefürchtet um alle Folgen stehe er den Kaiser noch einmal an, ihm Gehör zu iverken. Mit angestimmtem und gespanntem Erstaunen hatte der Kaiser ihm zugehört und gab ihm dann die Erlaubniß, zu reden. Und nun setzte ihm der junge Offizier auseinander, wie das französische Heer der furchtbarsten Katastrophe entgegengehe, da der Angriff der Deutschen zweifellos in aller Frühe erfolge, um dem von langen Märschen erschöpften Heere eine Zeit zur Ruhe und zur Erholung zu gönnen. Seine Feigstanzend, sondern zweimalhunderttausend Deutsche hielten die umliegenden Höhen besetzt, denn nicht nur die Arme des Kronprinzen, sondern auch die zweite Armee stieß vor Sedan und der König von Preußen befände sich an ihrer Spitze. Und neben der numerischen Ueberzahl besäßen die Deutschen auch jene trohe Siegeszuversicht, die den Sieg verleihe. Um dieser Vortheile in der Hand eines furchtbaren Feindes entgegenzutreten zu können, müsse das französische Heer wenigstens gute Stellungen inne haben, aber diese Stellungen besäße das Heer nicht. Bei aller Verehrung für den Marschall, unter besserer Führung sei sich die ersten Vorbeeren in der Krime geholt habe, und dem er in kindlicher Treue anhängte, müsse er dem von ihm entwickelten Kriegsplan doch widersprechen. Als Klabe habe er in Sedan gelebt, sei zweimal als Offizier dorthin versetzt worden, seine Terrainsafte, seine Hecke, sein Baum — nichts sei ihm unbekannt geblieben und alle natürlichen Vortheile seien in preußischen Händen. Mit feigender Ungebuld hatten die Generale ihm zugehört, Wimpffen laurte mit halblauter Stimme, aber doch deutlich genug, um gehört zu werden, daß er nicht zu Arme gekommen sei, um sich von einem Schwabroscheff Vorlesungen über Kriegswissenschaft halten zu lassen, aber MacMahon rief ihm zu, den Offizier reden zu lassen, wenn der Kaiser es gestatte, da eine solche Geländekenntniß dem französischen Heere nur von Nutzen sein könne. Und während der Kaiser dem Marschall bestimmte, entwickelte der junge Offizier in feuriger Rede die Vortheile, die ein Rückzug nach Metzereis bringen werde, und schloß in tiefer Erregung, während der Kaiser ihm gnädig die Hand reichte. Dann wandte sich Napoleon an MacMahon und fragte ihn um seine Ansicht. Der Marschall mußte zwar zugeben, daß die eben erkinn Bivoual eingedrungen Truppen müde und erschöpft seien, betonte aber auch, daß jede Veränderung ihrer Stellung zu so später Stunde große Unordnung nach sich ziehen werde und gab wiederholt der Zuversicht Ausdruck, daß die drohenden Schwierigkeiten und Gefahren wohl zu überwinden seien, wenn jeder seine Pflicht thue. „Möge der Kaiser entscheiden. Wenn er glaubt, daß die neuen Vorschläge den meinen, die auf einer weniger genauen Kenntniß des Geländes beruhen, vorzuziehen seien, so werde ich sofort die nöthigen Befehle geben und ihre pünktliche Befolgung, so viel an mir liegt, wird gesichert sein.“ Dann wandte MacMahon sich zu den übrigen Korpskommandanten, die sich schweigend verniegt, und fügte hinzu: „Diese Herren denken wie ich, ihr Gehorsam ist dem meinen gleich. Der Kaiser möge befehlen, wir folgen ihm.“ Napoleon ließ auf diese Worte MacMahon's hin seinen Kopf in die Hand fassen und eine Welt von Gedanken schien ihm zu durchfließen. Dann sagte er: „Lieber Marschall, lassen Sie die Dinge wie sie sind“...

Das Ideal der Erde ist nicht der Schwan, sondern der Entenich.